

## PROBLEME DER ERHALTUNG UND REGENERIERUNG DER HEIDELBERGER ALTSTADT

(Mit 2 Abbildungen)

Die Heidelberger Altstadt repräsentiert eines der letzten einigermaßen intakten historischen Stadtgefüge in Deutschland. Zwar haben das neunzehnte und das zwanzigste Jahrhundert an mehreren Stellen störend in den Bestand eingegriffen, doch hat sich das alte, ungemein charakteristische Stadtbild weitgehend erhalten. Ein Stadtbild, das von der reizvollen Synthese eines mittelalterlichen Gesamtgrundrisses, barocker Bebauung und – nicht zuletzt – einer herrlich gegliederten Landschaft lebt.

Die geographische Situation und die besondere Geschichte haben entscheidend zu der prekären Lage beigetragen, in der sich die Heidelberger Altstadt seit einiger Zeit befindet. Zwischen Berghang und Neckar gebettet, ließ der historische Bezirk der Ur-Altstadt und der sogenannten alten Vorstadt nur eine Ausdehnung nach der westlichen Ebene hin zu. Das im neunzehnten Jahrhundert einsetzende Wachstum mußte zwangsläufig zu einer urbanistischen Schwerpunktverlagerung und damit zu einer funktionalen Degenerierung der älteren Teile führen. Heute sind, während in den Westregionen Heidelbergs Neubauten aus dem Boden schießen, manche östliche Quartiere in beklagenswertem Zustand. Überalterung der Bausubstanz, Absinken des Wohnwertes, Auszug von Geschäften und Handwerksbetrieben, aber auch verantwortungslose Überbelegung einzelner Häuser signalisieren ebenso wie die Vervielfachung von Bars und Boutiquen einen Strukturwandel, der regulierende Eingriffe dringend geboten erscheinen läßt. Die Verkehrsmisere tut ein übriges: Dichter Tangentialverkehr nimmt die Altstadt in die Zange, die engen Straßen und wenigen Plätze sind dem fließenden und ruhenden Binnenverkehr längst nicht mehr gewachsen. Deutlicher als in irgendeiner anderen deutschen Großstadt erweist sich das geschichtlich Besondere als Hindernis für die Gegenwartsbewältigung. Die Forderungen des Tages lauten: Sanierung, Regenerierung, Neustrukturierung, die Hoffnung heißt Städtebauförderungsgesetz. So sehr der Kunsthistoriker die Notwendigkeit umfassender Veränderungen bejaht, so wenig kann er die Augen vor den die historische Bausubstanz und das Stadtbild bedrohenden Gefahren verschließen. Die denkmalpflegerischen Wünsche scheinen mit vielen Ansprüchen der Stadt- und Verkehrsplaner unvereinbar und zudem finanziell nur schwer zu realisieren.

Das Kunsthistorische Institut der Universität Heidelberg verfolgte viele Jahre lang aufmerksam alle Baumaßnahmen im Bereich zwischen Karlstor und Bismarckplatz und griff nicht selten beratend und modifizierend ein. Als dann die große Diskussion um die Altstadtregenerierung begann, als die Stadt ein Verkehrsplan-Gutachten erstellen ließ und eine gründliche sozio-ökonomische Untersuchung in Auftrag gab, war die Stunde für eine systematische kunsthistorische Erhebung und für grundsätzliche denkmalpflegerische Überlegungen gekommen. Auf der Basis eines städtischen Auftrages nahm eine Arbeitsgruppe die vordringliche und zugleich mühsamste Aufgabe in Angriff: die Registrierung und Klassifizierung des Baubestandes. In der als

Denkmalzone I definierten Region der Ur-Altstadt, also dem Gebiet zwischen Karlstor im Osten und Grabengasse/Marstallstraße im Westen, wurden sämtliche Gebäude erfaßt, in der kunsthistorisch minder relevanten westlich angrenzenden Denkmalzone II, identisch mit der alten Vorstadt bis hin zur Sophienstraße, eine begrenzte Zahl von Gebäuden. Insgesamt liegen heute Beschreibungen und photographische Aufnahmen von etwa 650 Monumenten vor. Das Hauptinteresse galt den stadtbildbestimmenden Elementen, das heißt den Fassaden und Dächern; in Sonderfällen wurden Innenarchitektur und Ausstattung berücksichtigt.

Leitgrößen für die zweite zu bewältigende Aufgabe, die Klassifizierung, waren Individualrang und Ensemblewert eines Baues oder Bauzusammenhanges. Dem Gesichtspunkt der Ensemblewirkung kommt in Heidelberg dominierende Geltung zu, stand der Wiederaufbau nach den Zerstörungen von 1689 und 1693 doch im Zeichen weitgehender Respektierung des mittelalterlichen Grundrisses, teilweiser Wiederbenützung alter Fundamente oder erhaltenen Mauerwerkes und allgemeiner Sparsamkeit bei der Ausführung. Statt einer streng und klar organisierten Barockstadt kam ein Gefüge von eher malerischem Reiz zustande. Es fehlt nicht an einigen kraftvollen Akzenten; aber im ganzen waltet eine Zurückhaltung, die der Mehrzahl der Einzelobjekte kaum Geschichtswürdigkeit garantierte – würde nicht eben der Ensembleeffekt die individuelle Bescheidenheit kompensieren. Häuser, die mit ihrer ortstypischen Gliederung durch Ohrenfenster und (häufig rustizierte) Ecklisenen als isolierte Objekte nur schwer das Interesse des Kunsthistorikers zu beanspruchen vermöchten, gewinnen im Verband mit ähnlichen Bauten oder als Partner anspruchsvollerer Architekturen überraschend an Wirkung. Die Unregelmäßigkeit der Quartiergrundrisse sorgt im Verein mit der innerhalb bestimmter Grenzen lebhaft variierenden Bebauungshöhe für eine Vielfalt, die der Struktur der Einzelgebäude zumeist abgeht. Bedeutsam ist die so konstituierte Vielfalt auch im Hinblick auf die Tatsache, daß die Heidelberger Altstadt vom Schloß (*Abb. 1b*), vom Königstuhl, vom Philosophenweg (*Abb. 1a*) und vom Heiligenberg her von schräg oben überblickt werden kann.

Die Dispersion der kunstgeschichtlich bemerkenswerten Einzelobjekte und Gebäudegruppen machte eine Unterscheidung zweier Denkmalzonen notwendig. Die erste, privilegierte Zone umfaßt, wie bereits angedeutet, das Areal der ältesten Stadtteile im Zwickel zwischen Karlstor, Berghang, südlichem Neckarufer und Grabengasse/Marstallstraße. Die zweite deckt sich mit dem Bereich der alten Vorstadt. Dabei formieren die Quartiere zwischen Grabengasse/Marstallstraße und Schiffgasse/Theaterstraße eine Übergangsregion. So sehr Zone I unter einer städtebaulichen und funktionalen Verarmung ihrer östlichsten Teile und gewisser Partien des Uferstreifens leidet: sie präsentiert sich, von diesen Mängeln abgesehen, in bewundernswerter Geschlossenheit. Die Hauptstraße – beherrschende Ost-West-Achse der gesamten Altstadt –, der Universitätsplatz, der Heumarkt, die Untere Straße, der Marktplatz mit Heiliggeistkirche und Rathaus, die Steingasse mit dem Brückentor, das ehemalige Jesuitenviertel mit der Jesuitenkirche, der Kornmarkt und der Karlsplatz: sie bilden ein urbanistisches Ensemble, das nur mit äußerster Behutsamkeit und Sorgfalt regene-

riert werden darf. Die Untersuchung des Kunsthistorischen Institutes hat dem Wert größerer Bauzusammenhänge dadurch Rechnung getragen, daß die Straßenzüge und Plätze getrennt und vorrangig kartiert wurden. Die genannten Straßen- und Platzräume behaupten dabei die Spitzenposition, Straßen von minderer stadtbildprägender Valenz und solche von geringer ästhetischer Bedeutung folgen in der Wertskala.

Der Plan der Einzelmonumente basiert auf einer fünffachen Aufgliederung. Das Wertgefälle unterscheidet Bauten von internationalem Rang oder höchster geschichtlicher Bedeutung (wie die Heiliggeistkirche, die Jesuitenkirche, das Haus „Zum Ritter“, die Alte Universität und das Karlstor), Bauten von überregionalem Rang oder besonderer historischer Bedeutung (wie das Jesuitenkolleg, das Palais Boisserée, das Rischer-Haus, das sogenannte Bibiena-Haus und das Haus Buhl), Bauten, die zwar keinen besonderen Individualwert beanspruchen können, die aber für das spezifische Gesicht Heidelbergs von größter Wichtigkeit sind (diese Kategorie ist ihrerseits nach Gebäuden von relativ höherem Denkmalwert oder besserem Zustand und solchen von geringerem Denkmalwert oder schlechterem Zustand unterteilt) und schließlich Bauten, die in kunsthistorischer Sicht wenig oder nicht belangvoll sind – auch wenn sie (nicht selten auf recht problematische Weise) das Stadtbild beeinflussen.

Alle Bauten außer denen der letzten Gruppe wurden als schutzwürdig ausgewiesen. – Der Denkmalzone I entsprechend wurde die Denkmalzone II kartiert und klassifiziert, also das von Grabengasse/Marstallstraße, Friedrich-Ebert-Anlage, Sophienstraße/Bismarckplatz und Neckarstaden umgrenzte Gebiet der alten Vorstadt. In diesem Areal ist der Bestand an historisch relevanter Bausubstanz nicht mit dem in der Denkmalzone I zu vergleichen. Immerhin gibt es eine Reihe vorzüglicher Werke des achtzehnten Jahrhunderts (wie die Annakirche mit dem angeschlossenen Spital, das Palais Morass oder das Haus „Zum Riesen“) sowie zahlreiche gute klassizistische und Biedermeier-Bauten. Was nicht minder wichtig ist: Grundrißstruktur und Bebauungshöhe der alten Vorstadt respektieren weitgehend die historischen Maßstäbe und garantieren so eine nahezu bruchlose Koordination der jüngeren und älteren Teile der Heidelberger Altstadt.

Die vom Kunsthistorischen Institut durchgeführte Bestandsaufnahme ist, wie gesagt, in erster Linie als ein Beitrag zur Vorbereitung der Altstadtregenerierung zu verstehen. Daß in diese Vorbereitung vielerlei Überlegungen von politischer, sozio-ökonomischer, psychologischer, hygienischer und technischer Seite einzugehen haben, versteht sich. Sieht man von solchen Implikationen ab und sucht man die Fundamentalwünsche des Kunsthistorikers zu formulieren, so wird man an erster Stelle das Verlangen setzen müssen, das Gesamtgefüge der Heidelberger Altstadt und damit das charakteristische Stadtbild zu bewahren. Zumindest in der Denkmalzone I müßte die Achtung vor der historischen Substanz für ein Minimum an Einbrüchen sorgen. Es ist illusorisch zu glauben, daß ein historisch gewordener Organismus durch Reproduktion bestimmter Teilqualitäten – wie Grund- oder Aufrißdisposition – wiederzugewinnen wäre. Es sollte zur Genüge bewiesen sein, daß mit der historischen Substanz auch das, was man als spezifisches Fluidum zu umschreiben pflegt, un-

wiederbringlich verloren geht. Andererseits kann sich der Kunsthistoriker nicht einfach wohlmotivierten Modernisierungsvorhaben widersetzen, ohne die Rolle des wellfremden Eifersers auf sich zu nehmen. Bietet sich als Ausweg also nur ein Kompromiß in Form der Wahrung der Außerscheingung bei gleichzeitiger Anpassung der Innenstrukturen an den heutigen Wohn- und Nutzungsstandard. Der Gesamtbestand dürfte demnach nur dort angetastet werden, wo es mangelnder Individualwert und urbanistischer Kontext rechtfertigen. Für die Denkmalzone I der Heidelberger Altstadt würde das eine weitreichende Konservierung der Platz- und Straßensbilder sowie der Dachlandschaft bedeuten (Abb. 1a + b). Die Mehrzahl der Häuser müßte stabilisiert und mit den gängigen sanitären und technischen Einrichtungen ausgestattet werden. Nicht wenige Quartiere würden eine Auskernung vertragen; sehr viele Hinterhaus- und Hofeinbauten sind nichts anderes als architektonischer Wildwuchs des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, dessen Tilgung einen historisch angemesseneren Zustand wiedereinführen würde. Im übrigen müßte die Erneuerung eine Beseitigung jener zahllosen Zutaten und Abänderungen umfassen, die so manche Fassade und so manche Dachzone verunstalten. Für die Denkmalzone II hätte die Maxime der Einhaltung der Grundrißgegebenheiten und der Bebauungshöhe zu gelten; mehrere Einzelbauten und einige Ensembles verdienten sorgfältige Renovierung. Durch überlegt differenzierte Farbgebung müßte das Bild der gesamten Altstadt belebt werden.

Eine Regenerierung nach dem umrissenen denkmalpflegerischen Konzept setzt öffentliche Subventionen außerordentlichen Umfangs voraus und ist ohne adäquate Verkehrsregulierung nicht denkbar. Eine Befreiung großer Teile der Altstadt vom Verkehr ist kaum zu vermeiden, die Entlastung der Tangentialstraßen durch einen weiteren Tunnel und die rechtzeitige Ausfilterung des Durchgangsverkehrs vor der Stadt scheinen auf die Dauer unumgänglich.

Das Kunsthistorische Institut versucht, durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit auf alle die Heidelberger Altstadt betreffenden Vorgänge und Planungen Einfluß zu nehmen. In der Serie hektographierter „Schriften zur Heidelberger Altstadt“ wurde kritisch zum Generalverkehrsplan-Gutachten K. H. Schaechterles Stellung genommen, wurden Renovierungsvorschläge für bestimmte Monumente dargelegt und historische Fakten neu bekannt gemacht. So wenig zu bestreiten ist, daß einige der schwerstwiegenden Eingriffe in das Altstadtgefüge auf das Konto der Universität gehen – es sei nur an die (jetzt selber schon geschichtswürdige) Universitätsbibliothek, an die Neue Universität oder an das kürzlich errichtete Marstallhof-Kollegiengebäude erinnert und mitgeteilt, daß zwei größere Bauvorhaben im Grabengassenbereich und in der Nähe des Karlstors demnächst realisiert werden sollen –, so nachdrücklich muß gesagt werden, daß Erneuerung und Pflege zahlreicher wichtiger Monumente eben dieser Universität zu danken sind. Nach der Konzeption des Kunsthistorischen Institutes wird gerade das ehemalige Palais Boisseree mit seinen Flankenbauten erneuert und bei dieser Gelegenheit in einen historisch angemessenen Außenzustand zurückgeführt. Entsprechende Pläne für den hervorragenden Bau der Akademie der

Wissenschaften am Karlsplatz und für den Ostflügel des Jesuitenkollegs warten auf die Verwirklichung. Unter Assistenz des Kunsthistorischen Institutes wurden und werden zudem einige andere, nicht in Staatsbesitz befindliche Baudenkmäler renoviert oder modifiziert. Das positive Echo in der Öffentlichkeit läßt auf Mobilisierung von Privatinitiative hoffen. Es hat sich gezeigt, daß zuweilen mit verhältnismäßig geringem Aufwand eine erstaunliche ästhetische Wiederbelebung möglich ist. Durch Wahl des richtigen Putzes und sachgerechte Behandlung der Gliederungen ließen sich einige vorher unscheinbare Gebäude zu nachahmenswerten Mustern aufwerten. Ein vom Institut publiziertes Merkblatt gibt interessierten Hauseigentümern Hinweise auf angemessene Renovierungsmaßnahmen und bietet darüber hinaus individuelle Beratung an; erste Erfolge dieser Aktion zeichnen sich ab.

Was bislang geschehen ist, läßt sich freilich nur als bescheidener Anfang verstehen. Die Schwierigkeit, einerseits im Eilverfahren bereits eingeleitete Vorgänge beeinflussen und gleichzeitig das Bewußtsein der Öffentlichkeit für denkmalpflegerische Probleme sensibilisieren zu müssen, ist erheblich. Daß es den Kunsthistorikern nicht um Mumifizierung von Überkommenem geht, vielmehr um Rettung einer wirtlichen, abwechslungsreichen und schönen Umwelt, gilt es – mehr noch als den Traditionsfeinden – den vielen Gleichgültigen deutlich zu machen. Am Beispiel Heidelbergs sollte dieses Ziel zu erreichen sein.

Peter Anselm Riedl

### GEORGES DE LA TOUR (1593 – 1652)

Zur Ausstellung in Paris, Orangerie des Tuileries 6. 5. – 25. 9. 1972

(Mit 3 Abbildungen)

Es ist vielleicht eine der anerkanntesten Taten der zeitgenössischen Kunstgeschichte, jetzt La Tour dem breiten Publikum vorzustellen, denn seit der Ausstellung "Les peintres de la réalité" (Paris 1934 – 35), bei der die elf bis dahin bekannt gewordenen Gemälde des Meisters im Rahmen der realistischen Malerei Frankreichs im 17. Jahrhundert gezeigt wurden, hat sich der Umfang des wiederaufgefundenen Oeuvre bedeutend erweitert.

Bis auf ein Bild hat man nun in Paris in der Orangerie der Tuileries das heute vorliegende Werk Georges de La Tours zusammengebracht. Neben bekannten Meisterwerken, namentlich aus dem Louvre und französischen Provinzmuseen, kann man die nur selten ausgestellten Werke aus den USA sehen – darunter die viel diskutierte "Diseuse de bonne aventure" aus dem Metropolitan Museum (Abb. 3) – sowie die jüngsten Entdeckungen: ein überraschendes Frühwerk aus Lwow (Abb. 2), dessen Inhalt nicht leicht zu deuten ist, und eine wohl spät entstandene Darstellung "Les joueurs de dés" aus Middlesbrough (Yorkshire) (Abb. 4). Übrigens wurde der Ausstellung authentischer Werke eine *section d'études* hinzugefügt, hauptsächlich aus Kopien nach verschollenen Originalen gebildet. Die eindrucksvolle „Ekstase des hl. Franziskus“ hätte m. E., trotz Schwächen in der Ausführung, unter die Originale des Künstlers aufge-